

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 145.

Dienstag, den 29. Juli.

1918

51

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Von diesem Tage an ward der Knabe zum Wilddieb. Nachdem er bis dahin zu seinem Vergnügen gemordet hatte, begann er nun für Geld zu töten. Von Jahr zu Jahr vervollkommnete sich seine mörderische Kunst; bald ward er ein fürchterlicher Feind, der auf mehrere Meilen im Umkreis alle Schlupfnester und unterirdischen Baue mit dem Netzwerk seiner Listen umgarnte.

Mit zwanzig Jahren begann er dem heimatischen Forst den Rücken zu kehren. Er unternahm Streifzüge durch Felder und Wiesen, sprang leichtfüßig über die stacheligen Einfriedigungshecken und Bretterzäune der Bauerngehöfte und schwang sich über die hohen Eisengitter, die den Wildpark der Edelleute umbegrenzen; die prächtige, wohlbehütete Beute, die er namentlich dort fand, lockte und reizte ihn ganz besonders. Von da ab war ihm gar nichts mehr heilig; er betrat das Besitztum fremder Leute und machte alles zu seinem Eigen, was er erreichen konnte. Er war nun eine herkulische Erscheinung, die Beine wie zum Laufen gedreht, die Lungen, wie die eines mächtigen Hengstes, und seine Faust hätte einen Ochsen totschlagen können. An Kirmeßtagen belustigte er sich mit Vorliebe damit, einen zweirädrigen Wagen mit einer gewandten Bewegung seiner ehernen Hüften in die Höhe zu stemmen. Und bei den Brügeleien zersplitterte alles unter der Wucht seiner Streiche.

Er hatte seine bestimmten Händler und tat sich auf seine „Anständigkeit“ in Geschäftsangelegenheiten nicht wenig zugute. Er war auch wegen seiner großzügigen Art beim Abschluß eines Handels sehr beliebt. Aus Bravour trug er bisweilen das Wildbret eigenhändig zur Stadt, zechte sogar unterwegs mit den Hegern, denen er seine Schliche anvertraute, und machte sich scherzend erböftig, ihnen das Wildbret für die Tafel ihrer Herren zu liefern.

„Treibjagden“ pflegte er geringschäßig zu sagen, „sie brauchen Treibjagden und sind ihrer zehne oder zwanzig! Ich, ich treib mir meine Jagd allein! Und ich kenne alle Tiere bei ihren Vornamen. Ja brauch sie bloß zu rufen, und dann laufen sie mir zu, wie zu ihrer Mutter!“

Er verhöhnte die Förster, die Gendarmen und Jäger und versprach ihnen lachend eine Ladung Blei, falls sie ihm je zu dicht an den Leib rückten.

Trotz alledem war er scharf bewacht. Eines Tages hatten sich vier Heger zusammengesetzt, um ihn auszuheben. Da war er auf einen Baum geklettert, hatte ihre Bewegungen ausgepäht, ihre Pläne belauscht und ihnen plötzlich von oben zugeschrien:

„Cache — après!“

Das bedeutete in seinem wallonischen Dialekt so viel wie „Sucht mich doch!“

Dieses Wort war ihm geblieben und nachgerade zu einer Art von Verühmtheit gelangt. In allen Jagdgeschichten wurde es genannt, an allen Wirtshausstischen und bei den Spinnabenden in den Bauernhöfen; mit einer geheimen Spitze gegen die Gendarmen, wenn die Bauern seiner erwähnten, und mit heftigen Ausfällen gegen den Wilderer, wenn die Jäger es aussprachen. Und die Unmöglichkeit, ihn zu ertappen, die Unzugänglichkeit seiner Schlupfwinkel, wenn er umzingelt wurde, flochten um seine Person einen ganzen Sagenkreis und mehrten noch seine Verühmtheit.

Die kleinen Randleute liebten ihn; instinktiv fühlten sie in ihm einen Gesinnungsgenossen in ihrer dumpfen Auflehnung und dem uneingestandenem Haß gegen alle Obrigkeit. Und stets fand sich ein warmes Bund Stroh für ihn, wenn er in den Bauernhöfen um Nachtlager bat, und eine mächtige Schmitte Brot und Bier und Kaffee, soviel er wollte. Er verdiente reichlich Geld, und mit Staunen sahen die Bauern manches funkelnde Silberstück in seinen Händen.

Dem Wald hatte er seine alte Liebe aus den Tagen der Kindheit bewahrt; aber seit er die Wirtshäuser kennen gelernt hatte, hielt ihn die Freude am Trinken in den Kneiven fest, wo er zechte, Regel spielte und allerlei leichtsinnige Wetten abschloß. Die lärmende Heiterkeit des echten Wallonen war ihm zu eigen; sein dünnes Kinderlächeln hatte sich in ein tief

dröhnendes Lachen von metallischem Klang gewandelt. Dies Lachen stieg häufig und machtvoll aus seiner Brust, den wüsten Lärm in den Regalbahnen, wo die Kugeln polternd rollten, überlöhnend.

Doch all dieser laute Lebensüberschwang schien in die tiefsten Tiefen seines Wesens zu versinken, wenn er im Walde und auf der Lauer war, Fallen stellte oder Schlingen auslegte. Dann konnte er starr und reglos wie ein Baumstamm stehen, bemüht, mit seinen spitzen Ohren, die denen eines Satyrs glichen, das verworrene, unergründliche Klauschen, das durch die Dämmerung zog, zu enträtseln.

Vater Hornu, der stark gealtert war, bewohnte noch immer seine Hütte am Waldessaum. Sein ehemals so riesiges Gestell war arg verkrüppelt, die Knochen zeichneten sich scharf durch die Haut, und nur mühselig konnte er noch seine nichtbeschwertene Beine gebrauchen. Da er nicht mehr auf die Bäume klettern konnte, spaltete er die Stämme, die seine Söhne fällten, mit der Art, schnitt sie zu Scheiten und schichtete diese auf. Und als ihm auch für diese Tätigkeit die Kräfte ausgingen, beschäftigte er sich nur mehr mit der Beschaffung des Reisigs, das er, unsicher wankend, in einem Karren beförderte.

Einer der Söhne hatte geheiratet: eine junge Nestbrut war in die düstere Hütte gekommen, und der Großvater, den die Jahre immer mehr auswitterten, mußte nun die Kinder warten und mit den Nesten seines eigenen Lebens ihr junges Dasein behüten. Der Wald rächte sich an ihm für die Verwüstungen, die er ihm zugefügt, indem er ihn aussäuerte wie einen alten, entwurzelten Stamm. Und schrittweise näherte sich der Greis dem Grabe, die Starrheit des Todes bereits in allen Gliedern.

Als Cachaprés eines Tages nach Hause kam, fand er ihn auf seinem Blätterlager liegen, die Augen weit aufgerissen und den Körper eiskalt.

Es fiel diesen Waldmensch schwer, sich den Vorschriften des Gesetzes zu fügen. Hätten sie ihrem Instinkt gehorcht, so hätten sie viel lieber irgendwo im dichten Tannenforst eine Grube gegraben und ihn darin eingescharrt, anstatt zum Bürgermeister zu laufen, eine Menge Formalitäten über sich ergehen zu lassen und ihn dann zum Schluß auf den allgemeinen Friedhof zu bringen.

Die Brüder zimmerten aus rohen Latten einen Sarg, bettetten den Toten auf eine Blätterstreu, dann griffen alle gemeinsam zu, Cachaprés und die Alte mit inbegriffen, und trugen ihn nach der Totenstatt.

Die Mutter, die hatte nicht geweint: nur ihr hartes, wie aus Holz geschnitztes Gesicht hatte sich ganz seltsam verbeht, wie die Fackelhauben unter der Sonne. Küstig schritt sie aus, ihre hohe Gestalt unter der Last des Toten ein wenig vornübergebeugt. Und bald war der kleine Trupp in dem morgendlich blauenden Gehölz verschwunden; die Amseln sangen alle zugleich, als grüßten sie den, der da wegzog.

Als sie den Friedhof verließen, lud sie der Jüngste ins Wirtshaus ein. Nie zuvor war ihm in den Sinn gekommen, etwas von seinem so leicht erworbenen Gelde den Seinen zuzuwenden. Dennoch war er nicht engherzig. Aber die armen Leute, die selbst so wenig brauchten, hatten nie etwas von ihm verlangt, und er dachte nicht daran, ihnen je etwas zu geben. An jenem Tage aber tranken sich die Brüder auf seine Kosten ein paar Rausche an, und auch die Frauen tranken. In seinem Verlangen, für den Verstorbenen irgend etwas Großes zu leisten, hätte er am liebsten das ganze Dorf betrunken gemacht.

Nur die Alte hatte ihr Glas nicht angerührt. Die ganze Zeit saß sie reglos und stumm, die Hände auf die Knie gestützt, unverwandt in die gähnende Leere starrend, die der Tod des Alten in ihrem Leben zurückgelassen hatte. Als der Abend anbrach und die Burjachen stockhagelvoll auf der Erde schnarchten, packte Cachaprés den einen und die Alte den anderen. Sie lud ihn auf ihre Schultern wie einen Sack und trug ihn, die Hände in die Hüften gestemmt, mit gebeugtem Nacken heim. Und so kehrte sie, mit dem Sohne auf dem Rücken, in ihr Haus zurück, das sie am Morgen mit dem Gatten auf der Schulter verlassen hatte. Ein paar Tage danach starb auch sie, ohne krank gewesen zu sein, wie das Weibchen zu leben aufhört, wenn das Männchen stirbt.

Cachabres nahm wieder seine alten Gewohnheiten auf. Man besucht nicht die Schenken, ohne die Mädchen kennen zu lernen. — Der gärende Frühling warf einen Brand in seine Adern. Dann strich er abends um die Ställe herum, wo Dirnen mit entblößten Armen mit den Burschen schäkerten. Dies derbe Fleisch befriedigte seinen männlichen Appetit, für den die Liebe nicht mehr als ein Gericht an einer Wirtschaftstafel bedeutete. Anderes empfand er nicht dabei außer der gewaltigen Sensation, für kurze Augenblicke zu zweit zu sein. Alle zärtlicheren Gefühle waren ihm sonst fremd.

Ramenilich zur Kirmeeszeit bot sich ihm reichliche Gelegenheit, zu schäkern. Er zahlte ihnen eine Flasche Wein, gab ihnen während des Tanzes einen derben Schmatz und zog sie nach der Quadrille hinter irgendeinen Busch. Ihm genügte es, wenn sie rundlich und mollig waren und saubere Zähne hatten. Dauernde Verhältnisse kannte er nicht.

So also war es um ihn bestellt, als sich ihm Germairens Lächeln an einem lächelnden Maienitag erschloß. Wie die Blüten auf den Apfelbäumen war die Liebe in ihm erblüht; wie ein Samen Korn keimte sie in ihm, stieg wie gärende Säfte empor, ihn vom Scheitel bis zu den Sohlen mit einem wonnigen Rausch erfüllend.

Ohne sich dessen bewußt zu sein, liebte er sie, liebte sie in dem flockigeriesel der duftenden Blüten, im Fluge der gaukelnden Schmetterlinge, im flaumigen Hauch des Morgenrotes, liebte sie wie alles, was ihm auf Erden am begehrtesten erschien, der schattige Wald, die milde Luft, die fruchtbeladenen Bäume und seine eigene Ungebundenheit. Er liebte sie wie ein seltenes Wild, wie eine ungewöhnliche Beute, und sein Verlangen nach ihr erhöhte sich noch, da er sie Jungfrau wußte, das hieß, wohl behütet wie das Wild, zu dem er nur über hohe Palisaden gelangen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schnitter.

Vulgarische Erzählung von Elin Pelin.

Frisch und mild senkte sich eine wunderbare Sommernacht auf die Erde. Vom Schatten umhüllt, zersloß die weite Ebene von Traki am Horizont mit dem unergründlichen Himmelsraum, und von dem monotonen, trauten Lied der Frösche und Grillen eingewiegt, versank die ganze Natur in sehnsuchtsvollen Schlummer.

Es war die Stunde, da Friede und Ruhe unter dem tiefen, gestirnten Himmel träumen. Von den kraftvollen Armen der Nacht umschlungen, vergeht die Natur vor Inbrunst und Wärme. . . .

Leichte Trümmer auf ihren trübten Kluten schaukelnd, singt die Mariya ihre stille Weise . . . mit ihrer sprichwörtlichen Trägheit gleitet sie die dunklen, von dichten Weibengebüsch umsäumten Ufer entlang. Frisch und kühl raunt es in ihren geheimnisvollen Tiefen. . . Von den nahen Wiesen her weckt eine helle Männerstimme das Echo:

„Andreja . . . a . . . a! Andreja . . . a . . . a!“

„Hier bin ich . . .“ antwortet eine andere, ferne Stimme.

Einen Augenblick später fladert ein Feuer auf — schimmernde Flammen züngeln fröhlich empor. Doch als würden ihre Strahlen von der siegreichen Nacht verschlungen, gewahrt man nur die undeutlichen Gestalten von fünf mit Ritteln bescheideten Schnittern, die im Kreise hoden. Das Feuer wirft seltsame Reflexe auf ihre harten, sonnenverbrannten Gesichter und auf ihre Hände mit den hervorstehenden Adern, die aus den aufgerollten Ärmeln hervorsehen.

Es sind robuste Bauern aus der Umgegend von Jazor. Die Sense auf der Schulter sind sie gekommen, um in der Ebene von Traki Arbeit zu suchen, wo das Heu sehr früh geerntet wird.

Der Jüngste unter ihnen, mager und braun, hat lebhaft, glänzende Augen. Auf seinem frischen, fast knabenhaften Antlitz aber spiegelt sich Traurigkeit.

Der Älteste, Anfang der Dreißiger, hat ein volles, gerötetes, ein wenig blatternarbiges Gesicht und wirbelt den großen, blonden Schnurrbart bis zu den Ohren. Seine grauen Augen lachen beständig.

Die Augen auf den kleinen weißen Hund geheftet, der vor ihm am Feuer liegt, erzählt er langsam und bedächtig eine Geschichte.

„Es war einmal eine Königin in einem Königreich. Sie war schön, so schön, wie keine andere Fürstin auf der ganzen Welt. Ihr Haar wallte hinter ihr her wie ein seidener Fluß und glänzte wie Gold. Ihre Augen waren so schwarz, wie die Nacht, die uns nun umbrant, und jeder, der sie sah, sägte seine Seele in einen Abgrund von Liebe und Leid versinken. Ihr reiner, weißer Hals glänzte wie das Wasser einer Kaskade, die im Sonnenschein schäumt und perlt. . . .“

„Wie wär's, wenn du nicht ganz so frech lügen würdest, Jwan?“ sagte der junge Mann, und ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

„Schweig, Lazo, schweig!“ riefen die drei anderen Zuhörer.

„Junge, das ist doch ein Märchen . . .“
„Ach was, dummes Zeug . . .“ Albernheiten aus Urgroßmutter's Zeiten!“ erwidert Lazo lebhaft. Doch er wirft einen furchtsamen, zaudernden Blick um sich in die Dunkelheit, wo sich einige Schritte weit zwischen den Weiden der Schattenriß des grafsenden Esels abzeichnet.

„Gewiß, es ist ein Märchen! Siehst du das denn endlich ein?“ fährt Jwan fort. „Warum denn überhaupt von einem Märchen die Wahrheit verlangen?“ fährt er fort. „Warum? Wäre es dir denn vielleicht lieber, wenn ich von den zerrissenen Hosen des Großvaters Todor erzählte? Willst du vielleicht hören, wie Hungerleider wie wir mit der Sense auf der Schulter und einen Raistuchen im Ranzgen eine ganze Woche lang auf der Landstraße liegen, um nach Trosti zu wandern, wo sie dann Tag und Nacht mähen? Das wäre doch die richtige Wahrheit, nicht, mein Junge? Nun, wozu willst du sie denn noch extra hören, diese verdamnte Wahrheit?“

Und was soll man mit den sonderbaren Geschichten, die du da erzählst?“ antwortet Lazo.

„Sie sind ja sonderbar und seltsam, ja . . . aber sie sind auch schön! Man lauscht und lauscht . . . und vergißt alles . . . lebt in einer anderen Welt. Und das Wunderbare scheint uns Wirklichkeit. Man sieht sie wirklich und verschmilzt mit ihnen . . . man wird ein neuer Mensch. Und deshalb gibt es Märchen . . . und Menschen, die sie erzählen . . . deshalb auch gibt es Lieder. . . .“

Und Jwan fährt in seiner Erzählung fort:

„Die Königin hatte ein Herz aus Labaglut. Dreimal hatte sie sich vermahnt, doch die drei Prinzen, ihre Gatten, starben jedesmal noch während der Brautnacht in ihren Armen. Sie erstifte sie in der wallenden Fülle ihres Haares, und wie ein Vampyr saugte sie ihnen das Blut aus den Lippen, all ihr rotes Blut, und schwelgte in Bonne. . . .“

Jwan sprach diese letzten Worte in herbem Tone und preßte die Zähne aufeinander. Die Zuhörer lauschten atemlos, und ein tiefer Seufzer hebt ihre leuchtende Brust. Lazo aber schlägt mit der Faust auf die Erde.

„Ach, die Hege!“ knirscht er.

Voller Spannung aber winken ihm die anderen, doch zu schweigen.

„Also weiter?“ fragt Lazo.

„Was willst du denn noch?“ sagt Jwan in aller Ruhe. „Die Geschichte ist aus.“

„Die Hege!“ wiederholt Lazo. „Aber sag mal, Jwan, ich würde mit Freunden eines solchen Todes sterben. Ja, wirklich, mit Freunden! . . . Mich mit ihrem Haar umhüllen, mit ihrem goldenen Haar. . . . Oh, wie gern! Und mag sie mir das Blut auch absaugen bis zum letzten Tropfen . . . mag der Tod kommen. . . .“

„Du, Lazo? Nun, das würde ich nicht einmal glauben, selbst wenn ich es mit eigenen Augen sähe!“ sagte einer der Zuhörer. Und während er das Feuer schürt, bricht er in lautes, spöttisches Lachen aus.

„Auch deine Penta hat ja goldenes Haar. Weshalb hat sie dich denn nicht zu Tode geliebt?“

„Meine Penta hat keine Natur wie die Fürstin. Penta ist still und ruhig. . . .“

„Oh, oh!“ meint da Stamo, der bis jetzt vor sich hingetraumt, ohne das Wort zu nehmen. „Deshalb hast du sie auch wohl allein gelassen und treibst dich hier herum! Auch du hast ein Herz aus kaltem Stein, Kamerad! Es ist noch keinen Monat her, daß ihr Hochzeit hatten, und schon bist du deines Weibes überdrüssig und vernachlässigst sie!“

Sein Blick ist hart, sein Antlitz regungslos, im Scheine des Feuers wie aus Granit. Seine Stimme ist schwer und wichtig.

„Das ist meine Sache!“ antwortet Lazo mit dumpfer Stimme.

„Und ihre Sache ist es also, sich nach einem anderen Beschüher umzusehen. . . das heißt, wenn sie ihn noch nicht gefunden hat!“ erwiderte Stamo.

„Nur keine Angst!“ meint Lazo mit erzwungenem Lächeln, als keine ein leiser Verdacht in ihm auf.

Dann folgt ein langes Schweigen.

Aus den Weiden dringt hin und wieder das schwache Glöckchen des Esels, und bellend springt das Hündchen in die Finsternis — das geheimnisvolle nächtliche Schweigen ist bedrückend.

Lazo seufzt tief auf.

„Seufze nur, Kamerad!“ scherzt Jwan ironisch. „Du hast ja auch ein junges Weib zu Hause gelassen!“

Und in seinem Erzähler-ton fuhr er dann fort:

„Die Jugend hat stürmisches Blut, Kameraden! Wundert euch nur nicht, wenn junge Frauen ihren unklugen Mann hintergehen, der sie vernachlässigt. Ihr wißt doch, was der König Rifaik sagte, als er sich den Bart abschnitt und das Käppi fortwarf: „Großvater Erzbischof, das Herz fordert seine Rechte!“

„Das wird Penta nicht schwer fallen. An Verliebten fehlt es ihr ja nicht!“ sagte Stamo kalt, indem er sich auf den Boden streckte.

Wieder starrt Lazo furchtsam in das Dunkel. — Stamos Worte trafen ihn ins Herz. . . .

Nun ist das Feuer erloschen. Ringsum brant die finstere Nacht. Alle liegen ausgestreckt da. Da fällt ein Stern und zieht einen blendenden Streifen über den Himmel. . . .

„Wieder ein Sterbliher, der ausgekitten,“ murmelt Lazo.

„Oder auch ein junges Weib hat gegen ihre Pflicht gefehlt!“ versetzte Zwan, ohne sich zu rühren.

„Kennst du das Lied von der Stohanika, der ungetreuen Gattin? Es ist nicht so wundersam wie das Märchen . . . Soll ich es dir einmal vorsingen?“

„Meinetwegen.“

Und kraftvoll und weich zugleich bringt eine Tenorstimme durch die Nacht. Sie singt ein Liebeslied, dessen Worte wie herrlich duftende Blumen sind, die man zu Kranzen windet. Wie aus unendlichem Schmerz quellen die Töne hervor. Anmutig, doch tränensüß er zählen sie die Geschichte von der ungetreuen Gattin Stohans.

Am Tage nach der Hochzeit mußte der junge Soldat Stohan fort. Beim Abschied bittet er sein junges, schönes Weib, wenn sie ihn liebe, möchte sie nicht an die Quelle des Gurgulow gehen, um Wasser zu schöpfen.

S kaum aber ist Stohan fort, als Stohanika an den jungen Gurgulow denken muß, der ihr so oft den Hof gemacht. Und sie kleidet sich an, steckt sofort eine Blume übers Ohr, und das Joch mit zwei blanken Eimern auf der Schulter, geht sie zu der verhängnisvollen Quelle. Kaum erblickt Gurgulow das schöne Kind, so floßt ihm türmisch das Herz, und sein schwarzes Auge funkelt . . .

Hier unterbricht sich Zwan und richtet sich halb auf, um zu fragen:

„Nun, Lazo, gefällt Dir das Lied?“

Lazo aber gibt keine Antwort.

„Er schläft“, sagt Zwan, und stützt sich auf den Ellbogen.

„Oder er weint . . .“ höhnt Stamo.

„Ich an seiner Stelle wäre schon längst wieder daheim. Man soll Gott nicht in Versuchung führen!“ meint Zwan spöttisch.

Das schwermütige Lied wendet Lazos Gedanken zu seinem Dorfe. Auch dort liegt eine Quelle, versteckt in einem kleinen Walde, an der seine Penka morgens und abends Wasser schöpft . . .

Ein angstvolles Stöhnen entringt sich Lazos Brust.

Es wird schon spät. Das ganze Feld liegt in tiefem Schlummer. Das leise Gliblachen des Esels ist verstummt. Wie eine weiße Kugel liegt das Hündchen da — friedlich ist es eingeschlafen dicht am Feuer, dessen letzte Flämmchen noch einmal aufflammern, um dann ganz zu verlöschen. Reife plätschern die trüben Fluten der Mariha zwischen den träumenden Ufern dahin und raunen der Nacht Gespenstergeschichten zu.

Einer nach dem andern sind die Schmitter eingeschlafen. In die Mäntel gehüllt, strecken sich ihre robusten Gestalten regungslos um das Lagerfeuer.

Nur Lazos Augen fliehet der Schlaf. Die Scherze der Kameraden haben seine junge Seele in Verwirrung gestürzt und grausame Bilder steigen vor seinem Geiste auf. Zum Heimatdorf eilen seine Gedanken, zur Penka. Er sieht sie vor sich, wie sie schlaf und weiß wie Schnee auf der Schwelle des Hauses steht. Traurig mißt ihr Blick die staubige Landstraße, die sich über's Feld zu fernem Landen schlängelt. Dorthin ist Lazo fortgezogen und hat sie zurückgelassen, um das verwünschte Geld zu verdienen . . . Ach, die Zeiten sind ja so schwer . . . Was konnte er auch dafür?

Morgen wird sie zeitig aufstehen und behende und zierlich wie ein Reh zur Quelle schreiten, um Wasser zu schöpfen. Und dort trifft sie vielleicht . . . ah, er weiß wohl wen!

Hat er sie nicht oft genug umschwärmt? Hat er sie nicht oft genug verfolgt, wenn es zum Tanz ging? Er ist ein Brauskopf! Und listig und verschlagen . . . Und Penka ist so jung, so unerfahren . . .

Jetzt sieht Lazo das dicke Gebüsch vor sich, das die Quelle umgibt. Penkas reizendes weißes Gesicht erscheint zwischen den grünen Zweigen. Nun bückt sie sich . . . und da gleitet plötzlich liebtosend eine Männerhand zu ihr . . . eine fremde Hand!

Jornig ist Lazo aufgesprungen.

„Was zaudere ich denn noch hier?“ fragte er sich, und wirft den Mantel hin.

Die Nacht ist totenstill. Nur die Heimchen zirpen ihr heimliches Lied . . .

Penka . . . Penka . . . Penka . . .

. . . Als der Morgen tagt und die Schmitter erwachen, ist Lazo verschwunden.

(Autorisierte Uebersetzung von G. Gesse.)

Deutsche Urwälder.

Wohl alle haben wir in unserer Jugend von der Pracht des „Urwaldes“ geträumt, ihn durch phantastische Schilderungen und durch eigenes Ausschmücken mit aller erdenklichen Naturschönheit für unsere Sehnsucht zu einem Zauberberg umgestaltet, daß uns gegenüber diesem Ideal die eigene, heimische Natur als kümmerlich und schäbig erschien. Freilich blieb dann für jene von uns, die später südliche Vegetation mit eigenen Augen sahen, eine gewisse Enttäuschung nicht aus und in allen Briefen und Reisebeschreibungen, in denen uns Forscher und Naturfreunde aus den fernem Tropen berichteten, zittert immer wieder die Sehnsucht nach den süßen Hallen unseres deutschen Waldes durch, als der schönste und harmonischste aller

Naturgenieen. Aber wenn sich unser deutscher Mittel- und Hochgebirgswald auch nicht messen kann an Urwäldigkeit und Großartigkeit mit den Bildnissen anderer Erdteile, so liegt dies doch nur an den Kulturverhältnissen und keineswegs daran, daß bei uns Klima oder Bodenschöpfung, wie man so manchmal hört, der Natur nicht mehr jene schöpferische Kraftentfaltung gestatten würde, wie außerhalb Europas. Europa, ja sogar unser Vaterland, birgt noch genug Punkte, wo die Natur an Pracht und Fülle hinter keinem der berühmten Wildwest- oder asiatischen Urwälder zurücksteht. Durch schätzenswerten Natursinn getrieben, haben sich in Deutschland und Oesterreich wiederholt Männer gefunden, die auf die Nutzung ansehnlicher Teile ihres Besitzes verzichteten, um uns Reste jenes einstigen „germanischer Urwaldes“ in unerschütterter Pracht zu erhalten, der die römischen Schriftsteller, vor allem Tacitus, in so ehrfurchtgebietigen Stämmen versetzte.

Aber auch abgesehen davon bergen abgelegene Täler der bayerischen (und wohl auch der österreichischen) Alpen Waldbestände, die wir mit vollem Recht als Urwälder bezeichnen können, da sie, inmitten unermesslicher Forsten an schwer zugänglichen Orten gelegen, seit Jahrhunderten kaum aufgesucht, geschweige denn ausgenutzt wurden. So möchte ich die vielen Besucher der oberbayerischen Seen darauf aufmerksam machen, daß gerade gegenüber dem Rodeorte Tegernsee ein derartiger deutscher Urwald von 300—400jährigen Tannen und Buchen grünt. Wo am andern Ufer des Sees sich der schäumende Sölbach durch die Wälder herabstürzt, gelangt man in einem Seitental hinter dem „Bauer in der Au“ in eine Waldwildnis von beinahe erschreckender Großartigkeit. Diesen Wald zu betreten ist fast mit ebenso vielen Schwierigkeiten verbunden, wie irgendeinen der Tropenwälder — erst wenn wir dies gesehen haben, begreifen wir, warum Deutschland den römischen Eroberern nicht anmutend, sondern schrecklich voram.

Ein anderer derartiger Urwald befindet sich im wildesten Teile des Böhmerwaldes, an den Anhängen des etwa 1360 Meter hohen Kubaniberges. Er gehört dem Fürsten Schwarzenberg und wurde schon vor geraumer Zeit jedem Forstbetriebe entzogen und nun als unantastbares Fideikommiß für „ewige Zeiten“ vor Verwüstung sicher gestellt. Ein weiterer bekannter „Urwald“ gehört dem Baron Rothschild und befindet sich ungelammt und in unberührter Schönheit in nächster Nähe Wiens in einem abgelegenen Bergfessel. Er ist jedoch für die Deffentlichkeit auch nicht zugänglich.

Das Studium dieser Urwälder wurde von den Botanikern begreiflicherweise mit großem Interesse in Angriff genommen und ergab auch die überraschendsten Aufschlüsse, welche jedem Freund unserer Flora und Fauna eine höchst bezeichnende Aufklärung über das eigentliche Wesen unserer heimischen Natur bieten können.

Nach den eingehenden Studien von Göppert und neuesten von Schleicher stellt sich als charakteristisch für den Typus des „europäischen Urwaldes“ folgendes dar: Wir erwarten nach dem Eindruck der tropischen Wälder gewöhnlich „ein undurchdringliches Dickicht der Stämme, durchspinnen von Schlingpflanzen und durchwuchert von Heden des mannigfaltigsten Gestrüchs“. Diese Vorstellung ist aber nicht richtig. Wohl wird unser Wald, wenn er sich selbst überlassen bleibt, auch undurchdringlich — aber hauptsächlich dadurch, daß die durch Alter und Windbruch gestützten Niesenzäune mit ihrem Astwerk den Weg verstopfen. Die Bäume selbst stehen nicht sehr dicht, und nur dann, wenn in das Dach eine Lücke gerissen ist, durch welche Sonnenschein hereinflutet, spricht aus dem Moder ein freilich unglaubliches Dickicht fröhlich grüner Bäumchen auf. Sonst ist der Gesamteindruck unsäglich niederdrückend ernst und düster. Man erstaunt vor der Niesenzäunigkeit aller Dimensionen, aber man wird all der Pracht nicht froh, denn sie wird aufgewogen durch die Verwesung und Verwüstung. Der Boden wird durch die Ansammlung so vieler Pflanzenleichen modererfüllt, durch das Gewirr fallender Stämme, die den Wasserabfluß verhindern, großenteils morastig, so daß man auf den liegenden Stämmen, manchmal bis zur Mitte in den sankenden Malm einbrechend, mühsam und halbsbrecherisch über den sumpfigen, überriechenden Unterboden hinwegklettern muß. Manchmal sind die als Brücken dienenden Bäume so hoch, daß man erst beschwerlich auf sie hinausklimmen muß. Dazu strecken sich schlangenartig Hunderte von toten und lebenden Wurzeln in die Luft und zwischen dem Moder, über dem ein stets dunstiges Dämmern ist. Dazu kommt die absolute Stille dieser Einöden, der völlige Mangel an Blumen und Vögeln, so daß der Gesamteindruck (wenigstens auf mich) ein unheimlicher und durch die Monotonie der sich darbietenden Bilder schließlich langweilig war und keinen Vergleich mit den uns so trauten Waldbildern unserer wohlgepflegten Thüringer oder Alpenforsten aushält. Dafür bietet dieser Urwald eine ganze Reihe interessanter Eigentümlichkeiten.

Eine der sonderbarsten Erscheinungen ist die reihenförmige Anordnung zahlreicher Bäume, für die man erst dann eine Erklärung findet, wenn man bemerkt, wie aus gestürzten alten Bäumen eine junge Saat emporkeimt, die in dem Moder geschütztere Verhältnisse und auch bessere Nahrung findet, als in dem sumpfigen Boden. Ebenso merkwürdig ist die Neigung unserer Waldbäume zur Stelzenbildung. Häufig steht die mächtigste Lanne oder Buche auf einem mehrere Meter hohen stelzenartigen Gerüst von gewaltigen Wurzeln. Auch diese Erscheinung läßt sich auf die oben besprochene Tatsache zurückführen. Der junge Baum, der seine Wurzeln in die vermodernden Stämme seiner Vorfahren senkt, rückt natürlich immer mehr in die Luft, in dem Maße, als seine erste Unterlage

Das Wesen des Orchesters.

zusammensinkt und gänzlich zu Humus wird. Andere merkwürdige Erscheinungen, wie die ungemein häufige Verbreiterung von Wurzeln zu Scheiben oder Tafeln, ferner mächtige Ringwürste, die man an zahlreichen Bäumen trifft, haben bis jetzt noch gar keine Erklärung gefunden; sie dürften wahrcheinlich das Resultat von Krankheitsprozessen sein, die eben durchaus nicht eine Folge der Schwächung unserer Bäume durch forstliche Kultivation sind.

Die Bäume sind natürlich sehr verschiedenartig in Böhmen, aber auch in Bayern erreichen sie die äußerste Grenze, welche man für die betreffenden Baumarten überhaupt kennt. So gibt es dort etwa 400 jährige Tannen und 300 jährige Fichten. Nur die Buche macht eine Ausnahme, denn schon Exemplare von 150—200 Jahren sind eine Seltenheit. Und dies führt zu dem botanisch wichtigsten Ergebnis, das man aus dem Studium unseres Urwaldes gewonnen hat. Es zeigte sich, daß unter natürlichen Verhältnissen die Buche in Mitteleuropa dem Untergang geweiht ist und durch das Nadelholz, namentlich die Fichte, verdrängt wird. Die Buche und auch die Tanne kann sich selbst viel schwieriger als die Fichte erhalten. Die letztere wächst viel rascher und unterdrückt dadurch in gemischtem Bestande alsbald die Buche, welche auch sonst den Nachteil hat, daß sie nicht immer Samen trägt und nicht leicht leimt. Ebenso steht auch die langsam wachsende Tanne hinter der Fichte zurück, welche demzufolge schon längst der herrschende Waldbaum Mitteleuropas geworden wäre, wenn eben in unseren Forsten der Neuwuchs der Bäume für der Natur überlassen bliebe. Aber auch so bemerkt man in ganz Europa ein langames, jedoch sicheres Vordringen der Fichte und ein dadurch bedingtes Verschwinden der lieblichen Mannigfaltigkeit unserer Laubwälder.

Aber trotzdem Buche und Tanne auf dem Aussterbeetat gesetzt sind, gibt es dennoch im Urwalde Exemplare von der Höhe eines stattlichen Kirchturms. Tannen, die einen halben Meter über dem Boden noch 5—8 Meter im Umfang haben und dabei 60—80 Meter hoch werden, sind keine Seltenheit, ebenso Buchen, deren einzelne zugute tretende Wurzeln mehr als mannsbald sind.

Und mit diesen Baumriesen teilt sich nur noch eine Gruppe der Pflanzen in die Herrschaft. Das sind die Pilze, die Flechten, Moose, Bärlappe, Schachtelhalme und Farnkräuter, für die der Sumpfboden und Mober des Urwaldes das wahre Dorado ist. Ungeheure Fichtenschwämme schmározogen allenthalben an den Stämmen, alle gefallenen Bäume sind überdeckt mit dichten Polstern üppiger Moose. Sie entzünden das Herz des Mooskenners durch hunderte von Arten, ungeheure Massen der verschiedensten Flechten überzimmern das Gestein mit sahlen Farben, während der Boden mit ganzen Gestrüppen der Bärlappe bedeckt ist. Im sumpfigen Mulden stehen Miniaturwälder von Schachtelhalmen, und was noch frei bleibt an Platz wird von manns hohen Farnen, nicht unähnlich den tropischen Urwäldern, bedeckt. Denn so wie dort, fehlt auch im deutschen Urwald die Sonne und mit ihr haben sich auch die Blumen auf die lichten Plätze zurückgezogen.

Alles was uns sonst auf der Sommerwaldwanderung so erfreut, die vielen hell- und dunkeläugigen Waldblumen, die dufenden Waldwiesen — wir suchen sie hier vergebens.

Nur die Pestwurz und manch schattenliebendes Pflänzchen zieht sich noch mit Vorliebe in das Halbbümel dieser Einöden.

So etwa beschreibt M. F. Francé in seinem Werk über das „Leben der Pflanze“ die von ihm besuchten deutschen Urwälder, deren eigenartige Pflanzentwelt ein nicht weniger vom gewohnten Waldbild abweichendes Tierleben ernährt.

Besonders überrascht hier das auffällige Fehlen der niederen Tiere. Da aber keine Blumen vorhanden sind, fehlt natürlich das Heer der Insekten; nur moderliebende Holzwürmer und Maden durchwühlen die Stämme der gefallenen Bäume. Die bunten zirpenden, schnarrenden, schwirrenden Scharen der Schnaden, Grillen, Fliegen, Schmetterlinge, die unsere Wälder im Sommer mit einem feinen Klängen erfüllen — sie alle meiden den Hochwald. Leblos erscheint so im Urwalde die Natur und der einzige Laut in der Stille ist das schmerzmütige Seufzen des Windes in den Wipfeln und das Snarren der Aeste.

Auch die höheren Tiere sind spärlicher betreten, als man es erwarten sollte. Schlangen sind sehr selten, einige Ringelnattern und Kreuzottern waren die ganze Ausbeute bei der Durchforschung des Subanurwaldes. Eidechsen und Amphibien fehlten gänzlich — sie fanden ja auch keine Nahrung. Auch die auf Insekten angewiesene Vogelwelt meidet das vielundertjährige Dickicht, nur der Fichtenadeln und Buchennospfen verzehrende Auerhahn, besonders aber die Urwaldeule ist häufig. Die vierfüßigen Bewohner dieses Waldes lassen sich an den Fingern herzhähen: selbstamerweise gibt es Hasen, besonders viele Marber, Füchse und Hochwild. Natürlich fehlt das Morast und Mober liebende Wildschwein auch nicht. Damit sind unsere Kenntnisse über den deutschen Urwald erschöpft.

Er gewährt wohl ein großartiges, aber keineswegs ein besonders anziehendes Bild und wir haben wahrlich keine Ursache, es zu bedauern, daß sich auf deutschem Boden nur mehr so geringfügige Reste der Urnatur finden. Schon sie machen es begreiflich, warum Deutschland in alten Zeiten ein gemiedenes Land war, und sie heißen uns von einem sentimentalen Ausbruch der Naturschwärmerei, die dem Dichtertum glaubt, daß die Welt überall vollkommen sei, wo der Mensch nicht hin kommt. Mittel- und Nord-europa wenigstens wurden schöner und behaglicher, seitdem sie der Mensch kultiviert hat.

Jetzt, da wir aus den Stuben hinausgetrieben werden, sind wir auch in unserem Musikhören freier, gewissermaßen allgemeiner. Während wir sonst mit unserm Hausinstrumente uns begnügen und auch im engen Konzertsaal mit Klavier- und Violinvortrügen, mehr als uns angenehm ist, traktiert werden, drängt uns die weite Natur von selbst das musikalische Hauptinstrument, das Orchester, geradezu auf. Ich sage: das Hauptinstrument; denn das Orchester ist ein Instrument wie irgend ein anderes, wie die Orgel z. B. Es ist keine Zusammensetzung von Werkzeugen, die sich selbstgefällig herbortun dürfen, sondern ein einziges musikalisches Instrument, wie jedes andere dazu da ist, Kompositionen vorzuführen, dem Hörer einheitliche Empfindungen zu übermitteln. Wenn auch im großen und ganzen die erste Geige „die erste Geige“ spielt, sie ist dennoch unpersönlich, weil sie mit mehreren, mit sechs, zehn, fünfzehn Instrumenten „besetzt“ ist, jedoch alle Violinen ein Gemeinsames bilden. Dasselbe gilt für die zweite Geige, für die Bratschen, die Celli und die Bässe, die zusammen den allerdings wichtigsten Bestandteil des grandiosen Apparates ausmachen: die Streicher, das Streichorchester. Ihnen darf der Komponist das Komplizierteste anvertrauen; sie umspannen den weitesten Tonumfang und haben die weitaus größte Beweglichkeit. Früher, im 17. Jahrhundert — das moderne Orchester ist das Ergebnis einer Entwicklung innerhalb der letzten drei Jahrhunderte und hat namentlich Italien sehr viel, fast seine Schöpfung zu verdanken — spielten noch verschiedene Lauten, also Saiteninstrumente, deren Saiten nicht gestrichen, sondern gepupft wurden, im Orchester eine wichtige Rolle. Heute ist die Harfe das einzige Instrument ähnlicher Art.

Die zweitwichtigste Gruppe: die Holzbläser, stehen in ihren Fähigkeiten dem Streichorchester am nächsten. Sie setzen sich gewöhnlich sowohl im „großen“, d. h. im erweiterten, wie im kleinen Orchester, das man schlechthin als Symphonieorchester bezeichnen kann, aus Flöten, Oboen, Klarinetten und Fagotten zusammen. (Der Ausdruck „Holzbläser“ darf nicht ganz wörtlich genommen werden, da ein Teil dieser Instrumente auch aus Silber, Blech, Wein verfertigt wird.) Die Holzbläser haben, ihrem Material und ihrer Spielart entsprechend, einen weichereren, idyllischeren Charakter als die umfassenderen Streichinstrumente; erinnern sie doch an die ländliche, nunmehr veraltete Schalmel, aus der sich die Oboe entwickelte, und an den abenteuerlichen Dudelsack, dessen leierndes Gemurmel über einem anhaltenden Ton, dem sogenannten Drummer, gleichsam aus dem Kulturanfang herüber zu tönen scheint. (In den schottischen Regimentern ist der Dudelsack noch heute in Gebrauch.) Dieser Beschaffenheit entspricht auch ihre beschränktere Anzahl: jedes Instrument ist doppelt besetzt, im Wagnerischen Nibelungenorchester, außer einigen Nebeninstrumenten dieser Gruppe — Fidelesflöte, Englisch-Horn und Bassklarinetten — dreifach.

Zu den Streichern und Holzbläsern gesellen sich als dritte Hauptgruppe: die Blechblasinstrumente. Als sollte die ganze Stoffwelt zum Klängen gebracht werden, sind die Instrumente des Orchesters aus den verschiedensten Materialien hergestellt: Saiten, Luftschlägen, die von Holz oder schwerem Metall zusammengepreßt sind, werden auf allerlei Art in Schwingung versetzt; Schlaginstrumente (Pauken, Trommeln, Becken, Triangel, Tamtam, Stäbe, Glöden, Platten u. a.) werden zum Tönen gebracht, um die mannigfachen Schattierungen, um die unheimlichsten, lieblichsten, heiligsten Gefühle hervorzubringen zu können. Die stärkste Schallkraft weisen die Blechblasinstrumente auf. Ihre Hauptvertreter im gewöhnlichen Orchester sind die kreisrunden Hörner, die gestreckten Trompeten und die Bosaunen, die eine größere Art Trompeten darstellen. Sie sind alle ebenfalls doppelt besetzt. Das Wagnerische große Orchester ist natürlich auch hier reicher, so weist es z. B. acht Hörner auf. Die Besetzung der „Neunten Symphonie“ von Beethoven mag veranschaulichen, wie alle Gruppen in einem lebendigen Kunstwerke zusammenwirken. Die neunte Symphonie ist folgendermaßen besetzt: 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Klarinetten, 2 Fagotten, 4 Hörner, 2 Trompeten, Pauken und Streichorchester. Im letzten Satz kommen außer Chor und Soloquartett, die das Schillerische „Lied an die Freude“ (Freude, schöner Götterfunken) anstimmen, hinzu: Alt-, Tenor- und Bassposaune, Triangel, Becken und Tamburin. Wenn man will, kann man die Schlaginstrumente als vierte Gruppe gelten lassen; sie sind aber die primitivste, elementarste Abteilung, während jene drei großen Bestandteile des Orchesters sozusagen die Heiligste Dreieinigkeit der Materie darstellen.

So kommt es, daß für das Orchester — der Name stammt aus dem Griechischen und bezeichnete ursprünglich den Platz, auf dem der Chor der Tragödie sich bewegte — die weitaus großartigsten Tonwerke geschaffen wurden, daß es, vor allem in der Oper und im Oratorium, als das bedeutendste Begleitinstrument verwendet wird, daß es wie kein anderes Instrument die Seele der großen Menschheit darstellt und die Seele einer kleinen Menschheit bewegen kann. Das Orchester ist auch etwas durchaus Europäisches; seine größten Verehrer sind Beethoven und Wagner, sein Meister ist auch hier: Beethoven; dessen neun Symphonien sind die ewig-populäre Melodie des modernen Orchesters.